

(Nachdruck verboten).

9) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Et es en Schand,“ rief die Deuzborn, „dat Dir dat Tina half dud schlaon laoft! Kriecht hän beim Schlawittchen! Däfte los, dau insamichte Karnallij!“ Sie zerrte den Zungen am Bein.

„Laoft hän nor“, schrie die Steffes gegen, „kömmert Eich ericht om Eiren Jong! Dän Carl haot ganz rächt, dat Tina pifakt se Dag on Naacht. Wän onschullige Kömmer schlät, es sälwer Prüjel wert. Eier Hannidel soll mer nor kommen! Hän haot dat Hubertche geschlaon, dat em ale Rippen wieh dhun — ech verklaogen em bei de Führen vom Gericht, on Eich derzu, Eich scheinheilich Luder!“

„Wat — wat“ zeterte die Deuzborn, „Ihr wollt noch räden?! Su en Mensch, su en mamsdoll Mensch, su en — in der Wut versagten ihr die Ausdrücke — „dat zu de Mamsleid rennt, e subal als de Fra net derhäm es! Pfiui“ — sie spuckte aus — „su en —“

„Et es net waohr, et es net waohr“, kreischte die Steffes; sie war blutrot im Gesicht und wirbelte wie ein Ball auf die große starkknochige Gegnerin zu. „Ihr seid nor neid'sch, ja, neid'sch — haha!“ Sie lachte krampfhaft. „Ihr wollt sälwer gären, Ihr —“

Die andre schlug ihr auf den Mund: „Liegnersch!“

„Ihr wollt sälwer gären — haha — alde Schateh!“

„Haha, alde Schateh!“ Wie einen Schlachtruf nahmen die jüngeren Weiber das auf.

Die schwarze Brun, die blonde Leis gefellten sich zur Steffes; sie hatten längst einen heimlichen Groll auf die Deuzborn, die allem nachschoberte. „Annemarei, dat es rächt! Laof der neist gefaalen, Annemarei! Dat scheel Luder maant, et könnt hei kommandieren?! Su hammer net gewett! Olau, Schateh, alde Schateh! Hahahaha!“ Ein nicht endemvollendes Gelächter pflanzte sich fort.

Die paar, die noch arbeiteten, erhoben sich auch von den Anien; in großen Sprüngen stürzten sie herzu, die Sichel in der Hand schwingend, mit flatternden Röcken und Gejährei.

Da wurden Haare gelassen!

Kathrine Deuzborn hatte Annemarie Steffes am Schopf gepackt. „Dau mamsdoll Mensch, dau — saog et noch ehs — dau!“

„Neid'sch, dir seid neid'sch! Alde Schateh!“

„Liegnersch!“

„Wollst sälwer gären!“

„Waart, ech will dech siehren!“

Der Kampf wurde ernsthaft. Die große Gegnerin schüttelte die kleine wie ein Bündel Kleider; diese schlug mit Händen und Füßen aus. Liehen sie sich einen Augenblick los, um Atem zu schöpfen, gleich stürzten sie wieder aufeinander.

Schreien, Schimpfworte, Kreischen, Lachen, ohrenbetäubendes Geschnatter.

Zwei Parteien hatten sich gebildet, Frau stand gegen Frau; so manche hatten heimlichen Groll auszufechten, es waren nicht mehr die Deuzborn und die Steffes allein, die aufeinander losgingen.

Die Geschwister Bölsch waren vergessen; Karl, die Hände in den Taschen seiner zerlumpten Hose, sah grinsend dem Tumult zu; Villa lag heulend am Boden.

Tina wischte mit dem Handrücken das Blut von der Nase, dann schlich sie mit funkelnden Augen dem Weiberknäuel näher. Sie hatte auch ihre Feindinnen darunter — rasch der Steffes ein Bein gestellt! — warum hatte ihr die dorthin nicht beigestanden.

Nun steckte sie mitten drin im Kampf. Die blonde Leis, das Wäschen von der Steffes und Tinas gefährlichste Nebenbuhlerin mit ihren goldenen Pöpsen — war sie nicht erst dorthin aus Pittchens Thür geschlichen? — versetzte ihr eins.

„Hol Dech in Nacht, Dau Schleckermaul!“ zischte Tina hinter zusammengebissenen Zähnen.

„Dau Kohnaos,“ schrie die Blonde verächtlich; sie war um ein oder zwei Jahre älter.

„Dau überstänmige Swetsch (Zwetsche)!“

„Dau onreisen Appel!“

„Ech roppen der Dein rot Börtschten (Bürste) aus!“ Tina griff kräftig in die goldenen Zöpfe.

„Brun, Brun,“ rief Leis die Freundin zu Hilfe, „komm ehs här! Gief dem da ans hinnen drauf, ech halen der verliewien Kat de Poten!“

„Hal Dau Dein Schnöß! Brun, komm bei mech,“ jahrie Tina. „Ech saon der, dat Leis — Brun, Brun! — et es heit beim Pittchen gewest — et haot zom Pittchen gesaot — et hält dech för en Naar — Brun, Brun!“

„Wat?!“ In einem Augenblick hatte sich das Blättchen gewendet, die Schwarze kehrte sich gegen die Blonde:

„Beim Pittchen gewest? Mech för en Naor halen — O dau falsch Dingen!“

Mit triumphierendem Lächeln sah Tina zu, wie die Freundinnen auf einander losfuhren.

Das war ein Spektakel! Ein Lärmen, ein Schimpfen, ein Schreien. Vom Berghang tönte es nieder zum Thal, an Pittchens Hütte vorbei — der schlief ruhig weiter — und brach sich schallend an der jenseitigen Höhenwand.

Sie hörten alle nicht das Mittagsglöcklein; nur Wäbbi. Die stand abseits und starrte mit großen traunverlorenen Augen ins Gewühl. Früher hätte sie auch frischweg am Kampf teilgenommen — aber jetzt?!

Es war alles untergegangen in der großen Sehnsucht.

Als das Glöcklein läutete, bekreuzte sie sich; die Sichel entfiel ihr, langsam sank sie auf die Knie und faltete die Hände — — Was that der Lorenz wohl jetzt? Dachte er jetzt auch an sie? — — Wär' er doch erst wieder hier — ach! — —

„Steh uf!“ schrie die alte Schneidersch sie an, „schlächste?“

Die Alte hatte sich auch am Pant beteiligt, besonders mit dem Mundwerk; sie hatte aber auch bald darin ihren Meister gefunden, nun ergoß sich die ganze angestaute Flut von Scheltworten über die Schwiegertochter, diesen Dorn in ihrem Auge.

Mit einem wilden Jurgimm fuhr die Alte auf sie los. Es wurde Wäbbi nichts erspart; laut und gellend, vor aller Welt wurde ihr ihr Fehltritt vorgeworfen. Kein Mädchen war je so schlecht gewesen, so lumpig, so armelig und so berechnend dazu. Was hätte der Lorenz für Partien machen können, aber sie hing ihm ja wie ein Klotz am Bein, merkte es gar nicht, daß er sie gern los geworden wäre — ja, er hatte sie satt, der Mutter hatte er's vertraut!

Schwerfällig richtete sich Wäbbi auf, stumm, mit düsteren Augen hatte sie auf den Kampf der Weiber gestarrt — Heulen, Schreien, geschwungene Fäuste, verzerrte Gesichter, ein wildes Durcheinander erregter Gestalten — jetzt schien sich auch ihr Blick langsam daran zu entzünden. Als die Schwiegermutter schloß: „Hän haot dech saot, saot bis zom Erkel, hän wünsch dech, wuh düu Pfeffer wächst“ — flammte er auf.

Sie kehrte sich gegen die Alte, raffte die Sichel auf, ihr Gesicht glühte, ihr Auge glitzerte unheimlich, ein irres wildes Lachen rang sich aus ihrer gequälten Brust. Sie hob drohend die Sichel — aber, da, sie ließ sie wieder fallen, statt dessen schwang sie die Faust und schmetterte sie nieder auf den Rücken der Schwiegermutter, daß der Hören und Sehen verging.

Die Alte knickte in die Knie, schützte den Kopf mit beiden Armen und schrie laut. Hageldichte Schläge. Die Alte duckte sich und wand sich wie ein Wurm. Wäbbi stand über ihr gleich einer Mächerin, totenbleich, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Sie schlug drauf los mit einer Art von Befreiung, von Erlösung.

„Hör auf,“ kreischte die Alte, „ech zeihn dech an! Ech fluchen der!“

Ununterbrochen fielen die Schläge.

„Hör auf, ech saon et dem Lorenz!“

„Lorenz!“

Zammernd, beschwörend, bittend zugleich schrie Wäbbi den Namen nach; der erhobene Arm fiel ihr zur Seite, sie starrte verwirrt drein, als erwache sie aus einem Traum. Ein Zittern, ein Nütteln ging durch ihren ganzen Körper, sie schwankte, die Füße schienen sie nicht länger zu tragen. Mit einem dumpfen Laut schlug sie die Hände vors Gesicht.

V.

„Himmel, Himmel, Himmel,“ tönt das Glöckchen der Kirche. Sein dünner, heller Klang fliegt durchs Dorf und steigt an den Thälwänden in die Höhe; oben von Schwarzenborn antwortet ein anderes Glöckchen. „Himmel, Himmel, Himmel.“ Weiser.

Auf den Steinfliesen der Kirche lag Babbli. Ihr Gesicht war blaß, ihre Augen rot, vom Weinen dick verschwollen. Sie hob die Hände zu dem Marienbild, das in der Nische des Seitenaltars stand; weiße und rote Papier-Rosen umkränzten die Heilige, ein paar dünne Kerzchen flackerten ihr zu Füßen.

Kein Mensch war sonst mehr in der Kirche; die braunen Holzbänke standen leer; hier und da war ein Gebetbuch liegen geblieben, ein buntes Heiligenbildchen steckte als Zeichen darin. Derbe Lederschuhe hatten vom Kot der Dorfstraße mit hereingeschleppt; die ausgetretenen Fliesen vor dem Marienbild waren am meisten beschnitten, da hatten die Weiber vorhin alle gekniet, die Stirn tief gesenkt, unablässig die Lippen bewegend.

Ein Gewitter war am Nachmittag aufgezogen, rasch kam es, ungeahnt, ohne vorherige Anzeichen; schwarz war der Himmel, schwer wie Blei. Es drohte mit Hagel. Angstvoll schauten die Frauen aus — sollte das schon die himmlische Strafe sein für den heutigen Janz?

Sie glichen heute alle blebrierten Kriegerern nach der Schlacht; einen Kratz, einen Stoß, einen Schlag, einen Tritt hat jede wegbekommen. Mit funkelnden Augen waren sie vom Acker heimgekehrt, Schimpfworte, Verwünschungen auf den Lippen. Die Hüttenhüren wurden zusehmettert, die Kinder verkrochen sich scheu, die Schüsseln klapperten — manch eine ging heut' in Scherben — mit noch nicht gestilltem Zorn verzehrte man ein sehr verspätetes Mittagbrot, es schmeckte wie Galle.

Da — krach — der erste Donner!

Zurchtbar rollte er im engen Thal; wie ein böses Tier im Käfig, das keinen Ausweg findet, so growlt er zwischen den Bergwänden. Krach, krach — Hall und Wiederhall. Und der Himmel so drohend, und die Blicke niederzusehende Schwärmer.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Erziehung, das war seit Jean Jacques Rousseaus Emile, der herrlichsten Dichtung weiser Menschensege, einem ewigen Werke befeindeten Lichts. — Erziehung, das war der erhabene Begriff, zu dem sich die sittliche Leidenschaft der großen Weltreiner, welche die französische Revolution vorbereiteten, als ihrem Ideal, erhob. Die Begeisterung für das schöne Menschentum, für Güte, Freiheit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit gesellte sich in Rousseau, dessen kranke Verbrennis sich in der Schöpfung höchster Gesundheit entzündete, zu der genialen Erkenntnis der psychologischen Bedingungen und der tauglichen Mittel einer sicher wirkenden Pädagogik. Die Erziehung zur Individualität, die freie Entfaltung aller persönlichen Anlagen in der Harmonie menschlicher Gesellschaft war das Ziel der Rousseauschen Lehre, und das sinnvolle Mittel, der Kunstgriff zur Erreichung des Zieles war die Anweisung an den Erzieher, die Notwendigkeit der Tugend und der Tüchtigkeit mit der Wucht eines unentrinnbaren Naturgesetzes auf den Jüdling wirken zu lassen. Das Gute und Zweckmäßige war das Natürliche, und der Erzieher hatte nur nötig, unbemerkt die Bedingungen des Daseins durch seine Nachhilfe so zur Geltung kommen zu lassen, daß der Jüdling wie von selbst aus eigener Einsicht sich der Notwendigkeit sittlichen Handelns hingab. Es war ein in Freiheit Sich-selbst-Erziehen, wobei der Lehrer leise und still, ohne daß sein Schüler die Augen Lift erkannte, die Vorsehung spielte und dem verwirrenden und verziehenden Leben in der Weise nachhalf, daß es zum Guten leiten mochte.

Seit Rousseau war es dann der höchste Stolz der aufgestärkten Weltbürger, Erzieher zu sein. Die klassische Periode unserer deutschen Dichtkunst war im Weien und in der Absicht der Künstler eine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Natur und Humanität ward eines. Man glaubte an die Allmacht vernünftiger Einwirkung, und die Lehrer schwelgten in dem Bewußtsein ihrer Fähigkeit, durch ihre Kunst die ganze Erde in einen Garten freier, freudiger, guter und weiser Menschen zu verwandeln. Sie waren Philanthropen, Menschenfreunde, die von der Vernunft die Durchsetzung jeden Zwecks erwarteten, den ihr Idealismus erwartete. Es gab für sie kein Zwangsmittel der Erziehung, als das göttliche, veränderlicher Neuerung und Ueberzeugung. Diese Erzieher, auf die, was wertvoll ist an unseren heutigen Unterrichtsmethoden, zumeist zurückzuführen ist, waren zugleich die zornigen Ankläger der lebensverpeitenden Zustände ihrer Zeit. Niemals wieder hat ein Schriftsteller so lähne und gewaltige Worte wider die Tyrannei

politischer und wirtschaftlicher Einrichtungen in die Menschheit geschleudert, niemals sind revolutionärere Anklagen gegen die Urheber des sozialen Übels mit solcher eigenartigen Kraft, so aus tiefster, qualgetriebener Seele hervorgebrochen, als bei unserem Pestalozzi, dem Mitschöpfer der allgemeinen Volksschulpflicht. Setragen aber war dieser ganze Erziehungsidealismus von dem Gedanken der weltumspannenden Humanität, sowohl dem Endzweck nach wie nach den zur Anwendung gelangenden Mitteln, und stets herrschte auch darüber klare Einsicht, daß eine Aenderung der Verhältnisse eine unvermeidliche Vorbedingung für die freie Wirksamkeit der Erziehungskunst sei.

Im 19. Jahrhundert, namentlich in seiner zweiten Hälfte, vererbte allmählich der Glaube an die Macht humaner Erziehung. Die Pädagogik verrohte in den Mitteln, wie sie im Ziel sich erniedrigte. Wie die von den Philanthropen des 18. Jahrhunderts geachtete Prügelstrafe allmählich wieder in Theorie und Praxis zu Ehren kam, das zeigt allein schon der Weg einer Entartung. Und ebenso war der Endzweck der Erziehung verunstaltet. Nicht mehr galt es, der freien Aufklärung im Dienste des Menschheitsideals zu dienen, sondern fremde, gemeine Zwecke wurden als Ziele der notwendigen Unterweisung aufgestellt; die Kinder sollten abgerichtet werden, wie es die Interessen der herrschenden Gewalten erheischen. Die Kirche legte die schwere Hand auf die Schule und verdarb sie zu jener entsehligen Unwahrhaftigkeit, in der das heutige Erziehungsweien schmachtet. Der Staat der Besitzenden trieb seine Sporen in sie hinein, daß sie blutete, und aus der reinen Bildung zur Menschenwürde ward die schmutzige Dressur von willigen, geistig und sittlich verküppelten Arbeitssklaven. Die heutige Erziehung ist eine Karikatur ihres ursprünglichen Wesens. Es soll eine Industrie geben, die Kinder gewaltiam verküppelt, damit sie Vektoren als mittelebregende Anreifer dienen. Die heutige Schule ist solcher Industrie nicht unähnlich. Was soll überhaupt die Erziehung, die immer nur eine Erziehung zur Humanität sein kann, in einer Zeit, in der die herrschende Klasse von der Zwangsvorstellung brutalster Noheit ergriffen ist, die in der Barbarei des Militarismus, in der Bergewaltigung anderer Klassen und Völker den einzigen Lebenszweck sieht?

Es ist ein Widersinn, Kinder erziehen zu wollen, indem man sie die Herrlichkeit des Krieges und der Zerstörung lehrt, indem man sie gegen Menschen und Stämme hegt, indem man ihnen predigt, wie in der größeren Gewalt alles Heil liegt. Was wir, sobald es ein einzelner thut, als ruchloses Noheitsdelikt brandmarken, wird, sobald es die Gesellschaft, der Staat selbst, verübt, als kraftvolle Blut- und Eienpolitik gefeiert, wofür man neuerdings auch Weltpolitik sagt. Und dieser erziehungseindliche Unterricht wird in einer Zeit gewagt, wo ohnehin die sozialen Zustände auch die Widerstandsfähigeren herabziehen und verderben.

Es ist denn auch ein angemessener Ausdruck dieses Sachverhalts, daß man sich heute zwar nicht mit der Verbesserung der Erziehung geistgeberisch beschäftigt, dafür aber mit der Zwangserziehung. Die notwendigen Wirkungen des gesellschaftlichen Übels und die individuelle Vethätigung der Allgem ein herrschenden und verehrten Noheitsanschauung sollen zwangsweise beseitigt werden, weil sie beginnen, den eigentlichen Urhebern tästig zu werden. Eine nicht minder scharfe Kennzeichnung unserer Zustände liegt darin, daß es gerade das Geburtsparlament der Feudalen ist, das sich für diese Frage der Zwangserziehung der verrohten Jugend interessiert, die weil nichts so sehr zur Verwahrlosung beigetragen hat, als die Macht der Feudalen, die in ihren Arbeiten nur menschliche Werkzeuge sehen, bloße Mittel für die Herren, nicht Menschen, die sich selbst Zweck sind; denen die Schule sogar in ihrer heutigen kümmerlichen Gestalt ein Grauel ist, weil sie bisweilen stumpfe Lastrite sich auf ihre Menschenwürde besinnen lehrt. Das preukische Herrenhaus, das sich in dieser Woche mit dem Gesekentwurf über die Zwangserziehung Minderjähriger etliche Minuten lang befaßt hat, glaubt zwar nicht mehr, wie Rousseau und seine Schüler, an die Allmacht der Erziehung zur Menschlichkeit, dafür aber an die Allmacht des Zwanges, den sie für tauglich halten, menschliche Geschöpfe den Interessen ihrer Herren gemäß zu dressieren. Der Gedante der Zwangserziehung ist, abgesehen davon, daß er überhaupt eine Utopie ist, gerade das Gegenteil einer wirklichen Erziehung. Sie bedeutet nichts anderes als den Versuch, Wirkungen unschädlich zu machen, während man die Ursachen fördert.

Indessen unsere im Herrenhaus Kultur verbreitenden Lämmer sind von dem Heil des Zwanges überzeugt, und an der Vorkage des Herrn v. Rheinbaben, sowie an seiner frommen Begründungsrede verdrückt sie nur eines, daß sie nicht durchgreifend genug ist. Gewiß ist die sogenannte Verrohung der niederen Jugend bisweilen eine lästige Störung für den Arbeitsläufer; auch die Verrohung der höheren, der harmlosen Jugend bringt kostspielige Verdrücklichkeiten für die Väter mit sich, die sich entweder bereits ausgelebt haben oder in den Auskäuweisungen der Sprößlinge eine schädigende Konfurenz sichtbar merken. Aber diese kleinen Ziele sind doch nicht die Hauptsache, es sind winzige Zwecke, während die Anwendung des Zwanges weit höhere Aufgaben zu erfüllen vermag.

Aus diesen Erwägungen heraus wird die Kommission der Herrenhäuser den Entwurf Rheinbabens so umarbeiten, daß er eine universale Geltung erlangt. Die Zwangserziehung soll das Mittel werden, um wenigstens in Preußen jeden mündigen und unmündigen Staatsbürger zu der vom Funkertum offenbarten Sittlichkeit zu veranlassen. Demzufolge werden die ersten Paragraphen des Rhein-

Habenschen Entwurfs in der Fassung der Herrenhaus-Kommission wie folgt lauten:

§ 1.

Jeder Einwohner Preußens, der nicht unter einem Jahr und nicht über hundert Jahre ist, kann, wenn er nicht nach den Strafgesetzen dem Gefängnis oder Zuchthaus überantwortet werden muß zur Zwangs-erziehung verurteilt werden. Zwangs-erziehung im Sinne dieses Gesetzes ist die Einziehung verwahrloster oder der Verwahrlosung ausgesetzter Personen unter öffentlicher Aufsicht und auf öffentliche Kosten in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt.

§ 2.

Was Verwahrlosung ist, entscheidet das Herrenhaus.

§ 3.

Die Ueberweisung zur Zwangs-erziehung sei es einzelner Personen, sei es ganzer Kategorien von Personen, wird durch die vom Herrenhaus eingesetzten Vertrauensleute verfügt. Auf Anrufung der Betroffenen entscheidet das Herrenhaus endgültig.

§ 4.

Unter den geeigneten Familien, welche sich zur Aufnahme von Zwangszöglingen erbieten, trifft eine vom Herrenhaus ernannte Kommission die Auswahl. Den Zuschlag erhält in der Regel ein Großgrundbesitzer.

Die Zwangszöglinge sind gehalten, jederzeit ohne Entlohnung ihre Arbeitskraft den geeigneten Familien zur Verfügung zu stellen.

Man erkennt schon aus diesen Bestimmungen die Tragweite der vom Herrenhaus umgearbeiteten Iox Rheinbaben. Diese Zwangs-erziehung wird mit einem Schlag der rasenden Entfittlichung des Volkes Einhalt thun, die namentlich seit der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Beseitigung des Herrenrechts der ersten Nacht um sich gegriffen hat. Zwangs-erziehung macht alles — in dieser Form verjüngt sich die pädagogische Schwärmerie der gründlich überwundenen Menschenfreunde. Weder wird es künftig eine Socialdemokratie geben, noch eine Rentenot in Ostelbien; denn natürlich werden die Mirbach und Kaniig die Familien sein, die geeignet sind, durch Zwangs-erziehung und Zwangsarbeit die Umstürzler der junterlich geläuterten Sittlichkeit wiederzugeben.

Eine ganz besonders heilsame Wirkung aber versprechen sich die Herrenhäuser von ihrem Entwurf hinsichtlich der Gesundung der inneren politischen Verhältnisse. Man weiß, wie weit die gramt-hafte Zerstückung der altpreussischen Sittlichkeit in der inneren Politik vorgeschritten ist. Bereits haben es im vorigen Jahre preussische Minister gewagt, aller frommen Ehen ledig, sich der Autorität des preussischen Junkertums zu widersetzen; ja die Auflosung aller menschlichen und göttlichen altpreussischen Bande gewann solchen erschreckenden Umfang, daß diese Beamten es gewagt haben, mit dreißig Hochungen an den Fendalherren, allerdings vergebliche, Einschüchterungsversuche zu unternehmen. Gewiß, die Frevler haben inzwischen ihr Unrecht eingesehen und Besserung gelobt. Aber wer garantiert, daß solche Ausdrückungen nicht wiederkehren? Dieser Gefahr gegenüber, dieser Einschüchterung der Autorität, auf der Altpreussens Größe beruht, muß dem Junkertum geschäftlich ein Abwehrmittel in die Hand gegeben werden. Ist die Familie Limburg-Sturum nicht durchaus geeignet, zum Beispiel den verwahrlosten Fürsten Hohenthohe in ein paar Jahren liebevoller Zwangs-erziehung dauernd zu bessern? —

Joa.

Kleines Heuilleton.

k. Aus dem Leben eines Wandervillisten. Ernest Blum erzählt: „Ich bin nicht gerade unmäßig, aber ich gehöre auch nicht zu den wilden Temperanzlern, und einmal habe ich mich sogar ordentlich bezecht. Ich war jung und nicht gewöhnt an gute Weine. Ein Freund, der einen fetten Prozeß gewonnen, hatte uns eingeladen, dieses glückliche Ereignis durch ein extrafeines Dinner zu feiern. Ich hatte von allem gekostet und gegeben und hielt mich nicht mehr an den Weinen. Siebzehnmals hatte ich meinem Tischnachbar die Geschichte meines Lebens erzählt, und dieser meinte, und dann meinten wir beide und lagen einander in den Armen. Mein Tischnachbar war ein guter Junge, und ich hatte ihn im rechten Augenblick so tief gerührt, daß er sagte: „Höre, Du bist wirklich eine schöne Seele! Willst Du meine Schwägerin heiraten?“ Und in der Begeisterung, in der sich meine Seele befand, antwortete ich: „Ich will es!“ Mein Nachbar überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ich habe noch kein!“ „Dann werde ich warten, bis Du eine hast!“ Und dann erzählte ich ihm zwat achtzehnmals die Geschichte meines Lebens. Man sieht daraus, in welchem Zustand wir waren; aber das alles war noch gar nichts! Damals wurde gerade ein Charakter von mir im Varietés gespielt, und plötzlich schlug ich allen Gästen vor, — es waren etwa zehn, — ich wolle ihnen nicht nur freien Eintritt für den Saal verschaffen, sondern sie auch hinter die Coulissen führen. Natürlich stimmten sie begeistert zu und wir zogen nach dem Varietés. Wie kamen zum Theater, und so beramst ich war, ich überlegte doch, wie ich mein Verprechen halten sollte. Ich hatte nun eine geniale oder auch krankhafte Idee — das ist ja ungefähr dasselbe — und sage: „Der Direktor ist nicht da, löst Billets an der Kasse, und morgen lasse ich Euch das Geld zurück geben. Inzwischen gehe ich hinter die

Coulissen, um das Nöthige zu veranlassen; in fünf Minuten hole ich Euch. Sie lösten alle ihre Billets und erwarteten mich im Saal. Aber sobald ich hinter den Coulissen war, hatte ich in meiner Trunkenheit alles vergessen und war nur noch von dem Gedanken besetzt, meine Lebensgeschichte zum zwanzigstenmal zu erzählen, und zwar dem versammelten Publikum. Man spielte gerade ein Vaudeville, dessen Schauplatz die Boulevards waren. Die Gelegenheit war günstig. Eine junge Schauspielerin war auf der Bühne und erwartete ihren Geliebten, mit dem sie ein Stellbildein verabredet hatte. Sie sah auf einer Bank und sagte nichts. Mir schien der Augenblick geeignet und ich trat auf. . . Großes Erstaunen auf Seiten der jungen Schauspielerin, des Orchesterdirigenten, des Souffleurs und der Claque. Ich hielt mich aber mit solchen Kleinigkeiten nicht auf, sondern trat vor und sprach zum Publikum: „Meine Herren! Von armen, aber ehrlichen Eltern geboren. . .“ Ich kann nicht fortfahren, ein donnernder, von meinen Freunden ausgeführter Beifall empfängt mich. Die junge Schauspielerin merkt, in welchem Zustande ich bin, verliert aber den Kopf nicht, sondern thut als ob sie mir ein Geldstück in die Hand drückt und sagt: „Hier, und nun betteln Sie nicht mehr!“ Dann löst sie mich saust an den Säulen hinaus, wo der Regisseur und die Maschinisten mich vor die Thüre setzen. Das Publikum hat niemals erfahren, zu welchem Zweck ich gekommen war, und meinte, dieser Boulevard-Bettler sollte dem Werke Lotafolorit geben. . . Nachdem ich dann 15 oder 16 Stunden geschlafen hatte, entschuldigte ich mich am anderen Tage beim Direktor und allen Angestellten. Meine Freunde aber waren nach meinem Erscheinen auf der Bühne eingeschlagen und mußten nach Schluß der Vorstellung geweckt und aus dem Saal gebracht werden, sonst wären sie vielleicht noch darin.“ . . .

Theater.

Schiller-Theater. Freundvoll und leidvoll. Volksstück in 4 Aufzügen von Louis Herrmann. Musik von Gustav Steffens. Ob das Volksstück noch einmal zu neuem Leben erwachen wird? Niemand kann es mit Bestimmtheit sagen; wohl aber kann man mit Bestimmtheit sagen, daß es in der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Situation nicht zur Herrschaft gelangen kann. Die Welt des Volksstücks ist durch und durch kleinbürgerlich. Der einfache Schloffer abouciert zum Kommerzienrat und als solcher sind ihm Treue und Ehrlichkeit mehr wert, als selbst das beste Geschäft. Sein Hausdiener ist zugleich sein Vertrauter und die einflussreichste Person der Handlung. Daß der Kommerzienrat auch eine Schwägerin besitzt, die an Jahren so reich wie an Liebesbedürfnis ist, erwähne ich nur nebenher. Eigentlich versteht es sich ja von selbst. Sein Sohn ist brav und gut. Er liebt ein armes Mädchen, das ebenfalls brav und gut ist. Und nun erst der Vater des Mädchens! Er gehört zu den Bühnenercheinungen, die mansrottbar sind, eben weil sie einen historischen Typus darstellen. Er ist natürlich brav, so entschuldig brav sogar, daß er bekehrnt wird. Seine Starrköpfigkeit ist uns heute unerträglich; aber freilich: als der Reichtum anfang, die Welt zu erobern und alles unter sein Scepter bengt, mag diese Starrköpfigkeit wohl eine kleinbürgerliche Tugend gewesen sein. Natürlich will der kleinbürgerliche Starrkopf dem Sohn des großbürgerlichen Kommerzienrats seine Tochter nicht geben, aber das Volksstück sorgt selbstverständlich dafür, daß sie sich doch kriegen und daß am letzten Ende die feindlichen socialen Typen in einer schönen Gruppe beisammenstehen.

Das ist im allgemeinen der Verlauf eines Volksstücks und im besondern ist es die Inhaltsangabe des Stückes, das von Louis Herrmann im Schiller-Theater aufgeführt wurde. Die Zeit ist längst vorüber, in der die Schloffermeister hoffen durften, Kommerzienrat zu werden. Solange die Hoffnung vorhanden war, konnte auch die optimistische Stimmung vorhanden sein, die das Volksstück braucht. Heute aber ist verzweifelter Pessimismus die Signatur des Kleinbürgerthums und somit ist das Volksstück tot. Demu daß es von den proletarischen Arbeitern nicht getragen werden kann, versteht sich von selbst.

Das Volksstück ist tot; aber die Form, die es darstellt, kann sehr wohl wieder lebendig werden. Der Wert der Form darf über den kleinbürgerlichen Inhalt nicht vergessen werden. Das Volksstück ist vor allem naiv und kann nur gedeihen, wenn die Zeit wieder naive Lebensfreude gestattet. Der Kapitalismus hat die Naivität angedorrt und uns dafür den korrupten Wit und Blumenthal gegeben. Vielleicht daß in einer Zeit, in der die Wunden der Gesellschaft nicht mehr so blutig fließen, auch die naive Freude wieder bei den Menschen einkehrt und dann kann am Ende auch für ein neues Volksstück eine neue Periode des Langes kommen.

Unter den Bühnen, die literarisch zählen, giebt es in Berlin nur zwei, die das alte Volksstück genügend ihrem Publikum bieten können, das „Berliner Theater“ nämlich und das „Schiller-Theater“. Das „Berliner Theater“ hat es vor einiger Zeit bereits gethan und nun holt es das „Schiller-Theater“ nach. Daß es sich hierbei nur um die Neubelebung alter, ganz alter Typen handelt, zeigt bereits unsere Inhaltsangabe. Das schlimmste aber ist, daß Herrmann für die alten Typen keine neuen Späße erfunden hat. Der Kommerzienrat muß also oft die Stelle des Humors vertreten, und ist mal ein leidlicher Einfall da, wird er uns so oft serviert, daß wir schließlich doch dankend ablehnen. Komiker, Wortwische und dergleichen können verschaffen, aber erwärmen können sie nicht. Die heitere Stimmung, die im Hause war, kommt

auf Rechnung Schmarfows und seines Complots. Die Soubrette war vom Autor ungewöhnlich spärlich ausgestattet worden, ein Fehler, der auch durch die beste Darstellung nicht hätte ausgeglichen werden können. Fr. Gorting that, was sie konnte, aber wo nichts ist, kann eben nichts herausgeholt werden. Im übrigen teilten sich Cyben, Köpflin, Thurner, Grete Meyer und Agnes Werner in die Ehren der guten Aufführung. — E. S.

Kunst.

hl. Die Akademie hat in ihren Räumen unter den Linden eine Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen von Ludwig Naus veranstaltet, zur nachträglichen Feier seines 70. Geburtstages, der in den Oktober des vorigen Jahres fiel. Die Ausstellung umfasst über hundert Gemälde, — vom Jahre 1850 an sind fast aus jedem Jahre größere Werke vorhanden, und das letzte trägt das Datum 1900! — sie gestattet daher einen selten vollständigen Ueberblick über das Lebenswerk des Künstlers. Naus ist freilich bekannt wie kaum ein anderer deutscher Maler, wenn nicht durch seine Werke selbst, so durch die zahllosen Reproduktionen, die in Zeitschriften erschienen sind. Auch die „Neue Welt“ hat Bilder von Naus gebracht. Einzelne Bilder nachzuerzählen, ist daher hier nicht nötig. Die Stellung von Naus in der Geschichte der deutschen Malerei scheint schon seit langem festgelegt: er war der erste, der wieder auf eine gute malerische Technik Gewicht legte, der Beleuchtungsproblemen nachgegangen ist und seinen Bildern malerische Haltung zu geben bestrebt war, und er ist der beste der deutschen Erzähler gewesen. Die Entwicklung der Malerei ist weiter gegangen, die Ziele sind andere, strenger künstlerische geworden; aber die jüngere Schule betrachtet Naus als einen Vorläufer, und es ist bezeichnend, daß der Jubilar selbst in der Antwort, die er auf die vielen Ansprachen bei der Ausstellungs-Eröffnung am Freitag gab, sich gerade an die jüngere Künstlergeneration wandte und, mit einem Ausdruck der Resignation, von dem Sturz des Alten und der Veränderung der Zeiten sprach. Er ist den neuen Bestrebungen immer mit regem Interesse gefolgt; er fühlte wohl, daß hier sich vollende, wonach er selber, und in seiner Zeit selbständig, gerungen. Man sieht in der Ausstellung in den jüngeren, weniger bekannten Werken mit einigem Ersäunen, wie der schon beharrte Künstler in seinen eigenen Werken, in der ganzen helleren Farbengebung noch unter den Einfluß der neuen Ideen gekommen ist. Freilich scheint es, daß man wohl weniger auf diese als auf seine früheren Werke sich beziehen dürfte, wenn einst von seinem Schaffen die Rede sein wird. — Sehr wertvoll für die Erkenntnis der Kunst von Naus sind die zahlreichen Zeichnungen und Studien, die neben den Gemälden zur Ausstellung gebracht sind. Sie zeigen seine Art, künstlerisch zu sehen. Es sind nicht unbefangene Studien nach der Natur, diese prächtigen Bauerntypen aus dem Schwarzwalde; sie sind vielmehr immer schon in einer gewissen Pose, mit einem bestimmten Ausdruck gegeben, der Künstler legt seine Absichten schon in die Studie hinein, er giebt dem Modell eine besondere Haltung, er schafft von vornherein einen Typus. Obwohl der Künstler gerade in diesen Köpfen einen individuellen Charakterzug herausarbeiten wollen, hastet allen den Studien etwas eigenförmlich Starres an. —

Wäfferkunde.

— Die Mädchen auf Samoa und die Moden. In der „New York Tribune“ wird in einem Bericht über Land und Leute auf Samoa folgende Schilderung der samoanischen Schönen gegeben: Das samoanische Mädchen ist eine geborene Kolette, dabei voll Romantik und natürlicher Grazie. Ihr gewöhnliches Kostüm besteht aus einem Halsband von Haifischzähnen, einigen metallenen Ohrringen und einem kurzen Röckchen. Die Zahl der Haifischzähne ihres Halsbandes ist der Maßstab für ihre Beliebtheit bei ihren Anbetern, je mehr Zähne, desto mehr Verehrer. Von der Zeit ihres zehnten Lebensjahres an kolettiert sie hinter einem der zierlichen und geschmackvollen landesüblichen Fächer mit freundlichen Widern. Wie alle Koletten ist sie unbesänftig bis zum äußersten und höchst romantisch. Ihre Natur ist ebenso stolz und ungebärdig, wie die der samoanischen Krieger, und sie ist körperlich ebenso gut wie jene geübt. An Körperkraft steht sie dem Manne nicht weit nach. Das samoanische Mädchen hat in den letzten Jahren die Welt kennen gelernt: Touristen aus aller Herren Länder haben Samoa besucht, und die Schönheit des samoanischen Mädchens wird allmählich durch ihre große Eitelkeit verdorren. Sie verschwendet nicht nur viel Zeit darauf, sich zu verschönern, sondern sie erfundet auch die kühnsten und fürchterlichsten Kleiderzusammenstellungen: ein Mattenschurz und darüber eine seidene Bastaille, das Haar à l'Empiro frisiert und zur Vervollständigung des Ganzen noch das unvermeidliche Haifischzahn-Halsband um den bronzefarbenen Hals, ist so ungefähr die letzte Mode der Schönen von Samoa. Arme und Beine bleiben nackt; Schuhe kennt sie wohl, aber sie liebt sie nicht. Sie lehnt auch Strümpfe ab, ganz im Gegensatz zu dem samoanischen Krieger, der, wie erzählt wird, beim Marsch in den Kampf stolz ein Paar lange seidene Opernstrümpfe trug, deren Sohlen vollständig durchgetreten waren; ohne Zweifel hat ihm ein europäischer Reisender damit ein Geschenk gemacht. Obwohl das samoanische Mädchen eigentlich keine Kleider trägt, lernt sie doch in frühesten Jugend nähen und sticken. Die Haarnadeln, die sie trägt, sind kleine Kunstwerke für sich, sie werden aus Kokos-

holz gemacht und zeigen hübsche Gravirarbeiten. Schon als Babys lernen die Mädchen schwimmen und tanzen. Die Samoaner lieben den Tanz, den sie mit viel Anmut vollführen, über alles und an ihren Festen tanzen sie Tag und Nacht. Sie lieben auch die Musik sehr und lieben Instrumente, auf denen sie eine eigentümlich rhythmische und wenn auch nicht schöne, so doch harmonische Musik machen. Die Verheiratung des samoanischen Mädchens wird von ihren Eltern besorgt und sie selbst hat nicht die geringste Entscheidung dabei. Die Samoanerin ist anmutig, lebenswürdig und freundlich, wenn sie sich in der ursprünglichen Form zeigt und das Wesen ihres Volkes rein bewahrt, aber sobald sie anfängt, die fremden Damen, die das Land beinchen, nachzuäffen, verliert sie ihre Einfachheit, ihre Schönheit und ihre Raivität. —

Humoristisches.

— Die Förster-Henne. „... Sieh 'mal nach, Mann — die Henne wird ein Ei gelegt haben!“
 „Die hat kein Ei gelegt!“
 „Aber hörst Du denn nicht das bekannte Gegacker?“
 „Ach, deswegen ist 's doch nicht wahr, das ist ja die Henne, die uns der Förster geschenkt hat!“ —

— Kolossales Geschäft. „... Das ist noch gar nichts! Wir haben in unserm Geschäft allein 10 Kommiss, die den ganzen Tag nichts zu thun haben, als die Gläubiger zu verdrösten!“ —

— Viel verlangt. Zum Polizeikommissär kommt ein altes Weiberl und hält ihm einen Haken unter die Nase. „Ach, bitt' schön, Herr Kommissär, schleden S'!“
 „Was soll ich thun?“
 „Nur e' bissel schleden! ... Wissen S', mei' Nachbarin hat mir das Eingemachte a'schickt und da mein' ich halt alleweil, es köunt' vergift't sein!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins, die dieser Tage in Hannover tagte, hat einstimmig eine Resolution angenommen, in der es unter anderem heißt: „Der Beschluß vom 19. Mai 1899 auf obligatorische Einführung des Theater-Hausgesetzes wird dahin abgeändert, daß dessen Verbeibaltung in das Verlieben jedes einzelnen Bühnenleiters gestellt wird.“ Damit ist das „Hausgesetz“ so gut wie beseitigt! —

— Dreher's „Probendebüt“ scheint noch auf lange Zeit hinaus das Repertoire des Deutschen Theaters zu beherrschen. Bierzig Aufführungen hat das Stück bereits erlebt, in diesen erzielte es 131 000 Mark Einnahmen! — Der „Hans“ desselben Autors fand dagegen im Wiener Burgtheater keine gute Aufnahme. —

— Prof. Carl Emil Döpler d. Älter. hat von der Verlagsbuchhandlung Schuster u. Köpfler den Auftrag erhalten, seine Selbstbiographie zu schreiben. —

— Die große Gesamtausgabe von Joh. Seb. Bach's Werken ist jetzt, nach einer Arbeit von fünfzig Jahren, zum Abschluß gebracht. —

— Richard Strauß' Fandichtung „Tod und Verklärung“ wurde im Leipziger Gewandhause zum erstenmale aufgeführt und erzielte einen durchschlagenden Erfolg. —

— „Fedora“, Oper von Umberto Giordano, hatte bei der Aufführung in Hamburg einen großen Erfolg. —

— Eine Sammlung der sämtlichen Werke von Hector Berlioz wird im Verlage von Breitkopf u. Härtel erscheinen. Weingartner und Mathebe, der Archivar der Pariser Großen Oper, besorgen die kritische Revision der Partituren. —

— Der Bildhauer Ferdinand v. Miller wurde, zunächst auf zwei Jahre, zum Direktor der Münchener Akademie der bildenden Künstler ernannt. Unter den Akademie-Professoren herrschte wenig Neigung zur Uebernahme dieses Postens. —

— Ein Einakter von Theodor Herzl „I love you“ errang im Wiener Burgtheater einen starken Erfolg. —

— Zbsens Dichtung „Wenn wir Toten erwachen“ soll am Wiener Burgtheater in Scene gehen mit Rainz in der Rolle des Bildhauers Hubel. —

— Mit dem Aktienkapital von 250 000 Lire ist in Mailand eine nach dem Maestro Veroli betitelte Gesellschaft zur Aufführung kirchlicher Musik ins Leben getreten. Die Gesellschaft hat für 93 000 Lire die alte geschichtlich wichtige Kirche von Santa Maria della Pace erworben. Diese wird zu einem großen modernen Musiksaal umgebaut. —

— Der Maler Dieffenbach hat sich mit seiner Kolonie in Capri niedergelassen. —

— Der für die Heidelberger Sternwarte bestimmte neue Apparat zum Photographieren von Himmelskörpern, den Prof. Brashear in Pittsburg angefertigt hat, ist vollendet. Bei Versuchen auf der Alleghany-Sternwarte wurden damit Tausende von Sternen, die bisher mit anderen Apparaten nicht erreicht werden konnten, ermittelt. —